

TERESA MEDEIROS
Sündiger Engel

Buch

Die schöne, dickköpfige Emily Scarborough tragt ihren unbändigen Hass auf Justin Connor schon sehr lange Zeit mit sich herum. Vor sieben Jahren ging Emilys Vater David Scarborough gemeinsam mit Justin Connor nach Neuseeland, um mitten im unerforschten Dschungel nach Gold zu schürfen. Emily ließ er damals an einer teuren Privatschule in England zurück. Die beiden Abenteurer entdeckten zwar eine viel versprechende Mine, doch David kehrte nie mehr zu seiner kleinen Tochter zurück – denn irgendwo in der Wildnis fand er den Tod. Mit seinem letzten Atemzug nahm er Justin Connor das Versprechen ab, immer gut für Emily zu sorgen. Doch niemals fand Justin den Mut, nach England zu reisen und Davids kleiner Tochter in die Augen zu sehen. Inzwischen ist Emily jedoch nicht mehr klein, sondern eine hinreißende, junge Frau. Und nun will sie Rache nehmen: Also bucht Emily eine Schiffspassage nach Neuseeland, um endlich mit dem Mann abzurechnen, der sie und ihren Vater so grausam betrogen hat. Doch kurz vor der Küste stürzt Emily über Bord und kann sich nur mit letzter Kraft an die Küste einer kleinen, paradiesischen Insel retten. Als sie wieder zu sich kommt, glaubt Emily ihren Augen nicht zu trauen. Ein attraktiver Mann mit zärtlichen, bernsteinfarbenen Augen trägt sie in den Schutz seines Hauses. Noch überraschter ist Emily allerdings, als sie feststellt, dass ihr wunderbarer Retter niemand anderer als Justin Connor ist. Doch Emily bleibt wild entschlossen: Justin muss für das, was er ihr angetan hat, teuer bezahlen – und zwar mit seinem Herzen ...

Autorin

Teresa Medeiros wurde von der Zeitschrift *Affaire de Coeur* als eine der »10 besten Romanautorinnen der USA« ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrem Mann in Kentucky.

Von Teresa Medeiros ist bei Blanvalet Taschenbuch bereits erschienen:

Verführt (35812) – Verzauberte Herzen (35332) – Wilder als ein Traum (35312) – Rebellin der Liebe (35311) – Geliebte Rächerin (35727) – Teufliche Küsse (35581) – Süßes Feuer (35899)

Teresa Medeiros
Sündiger Engel

Roman

Aus dem Englischen
von Ute-Christine Geiler

BLANVALET

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Once An Angel«
bei Bantam Books, Transworld Publishers,
a division of The Random House Group Ltd., New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im
Goldmann Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2004

Copyright © der Originalausgabe 1993 by Teresa Medeiros

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, Garbsen.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Schlück/Daeni

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck: GGP Media GmbH

Verlagsnummer: 36006

Redaktion: Regine Kirtschig

UH · Herstellung: Heidrun Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-36006-4

www.blanvalet-verlag.de

Prolog

Neuseeland, 1865

Justin Connors Griff lockerte sich. Die rauchende Pistole entglitt seinen tauben Fingern. Erschreckt von der Explosion waren die Eingeborenen geflohen und hatten ihn mit der tosenden Brandung und der dunklen Gestalt, die ein paar Fuß von ihm entfernt auf dem Boden lag, allein gelassen.

Er unterdrückte den wüsten Fluch, der sich ihm auf die Lippen drängte.

Grauen erfasste ihn, während er langsam zu dem reglosen Körper trat, der wie eine zerstörte Puppe im nassen Sand lag.

Das Mondlicht liebte Davids Gesicht, das in seiner freundlichen Durchschnittlichkeit attraktiv war. Auf den Straßen Londons wäre man ohne einen zweiten Blick an ihm vorbeigegangen. Langsam rann ein feiner Blutfaden aus seinem Mundwinkel, und er schlug die Augen auf.

»Junge, geh bitte einen Schritt nach links. Du stehst mir im Licht.« Beim Klang von Davids Stimme verspürte Justin solche Erleichterung, dass er am liebsten geweint hätte.

Er sank neben ihm auf die Knie und umfing David mit den Armen. »Verflucht, Scarborough. Wag es nicht, mir jetzt einfach wegzusterben!«

Blut durchtränkte die Vorderseite von Davids Hemd. Justin hatte bereits zu viele tödliche Wunden während seiner Zeit in diesem erbarmungslosen Land gesehen. Zwar versuchte er, die Blutung mit seiner Hand zu stillen, doch er wusste, dass der Mann, der ihm Freund, Bruder und Vater zugleich gewesen

war, sterben würde. Er strich David eine widerspenstige Locke aus der bleichen Stirn.

David hob eine Hand. Von seinen Fingern hing eine goldene Kette. »Claire«, flüsterte er heiser.

Als er die Kette in seine blutige Hand gedrückt bekam, wusste Justin, warum David in ihr Zelt zurückgelaufen war, anstatt zu dem wartenden Boot. Er war nicht gegangen, eine Waffe zu holen, wie Justin angenommen hatte, sondern die ihm teure Miniatur seiner Tochter, die sich in dem Uhrdeckel verbarg.

Davids Stimme wurde schwächer. »Geh zu ihr. Sag ihr, dass es mir Leid tut. Sag ihr, dass ich sie geliebt habe. Kümmere dich um meinen kleinen Engel, Justin. Schwör's mir.«

Justin konnte nicht sprechen. Ein Kloß hatte sich in seiner Kehle gebildet. Er starrte auf die Uhr in seiner Hand, hatte Angst, sie zu öffnen. Er konnte das spitzbübische Lächeln, die sanften braunen Augen nicht ansehen, wenn er daran dachte, dass er ihr eines Tages würde gegenübertreten müssen und ihr sagen, dass ihr Vater auf einem verlassenen Strand in seinen Armen gestorben war. Vielleicht, wenn er jetzt nicht antwortete, würde David am Ende gar nicht sterben.

Mit einem letzten Aufbäumen seiner Kraft gruben sich Davids Finger wie Klauen in Justins Arm. Durch zusammengebissene Zähne presste er hervor: »Bei Gott, Justin! Schwör es. Du musst!«

Justin neigte den Kopf, weigerte sich, David in die fiebrig glänzenden Augen zu schauen. Seine Tränen benetzten Davids Gesicht. »Ich schwöre es«, flüsterte er.

Geschwächt sank David zurück. »So ist es recht, mein Junge.« Der Schatten eines Lächelns spielte um seinen Mund. »Da, wo ich hingeh, werde ich keine Goldmine brauchen«, murmelte er. »Die Straßen dort sind mit purem Gold gepflastert.«

Justin gelang es, unter Tränen zu lächeln. »Unverbesserlicher Optimist. Aber das warst du ja immer schon, nicht wahr?«

Doch es war niemand mehr da, der auf diese Bemerkung antworten konnte.

Er barg den leblosen Körper seines Freundes an seiner Brust, wiegte sich vor und zurück, während immer neue Wellen aus Schuldgefühl und Verzweiflung über ihm zusammenschlugen, mit der gleichen zermalmenden Kraft und Unnachgiebigkeit, mit der auch das Meer gegen den Sand brandete.

Als er sich schließlich erhob, zitterten seine steifen Beine. Er hob David wie ein Kind auf seine Arme. Sein Kopf hing haltlos über Justins Arm, das Kastanienbraun seiner Haare wurde vom Mondlicht vergoldet. Vorsichtig bettete Justin ihn auf den Boden des Bootes und ordnete behutsam seine Glieder. Dann nahm er die lange Stange, stieß das Boot vom Strand ab und ließ sich schließlich neben Davids Leichnam nieder, innerlich wie erstarrt vor Schmerz.

Seine Hand pochte. Er schaute auf sie hinunter und entdeckte, dass er Davids Taschenuhr so fest umschlossen hielt, dass ihr Abdruck auf der Innenfläche seiner Hand zu sehen war. Langsam öffnete er das Gehäuse.

Das Gesicht eines kleinen Mädchens, umrahmt von widerspenstigen Locken, schaute ihn aus fröhlichen, vertrauensvoll blickenden Augen an – Davids Augen, blitzend vor Lebenslust. Justin ließ den Deckel zuschnappen. All ihre Träume waren zerstört. Alles war verloren – die Goldmine, Nicholas und das Erbe der kleinen Claire. Er lehnte seinen Kopf gegen den Bootsrand und ließ sich treiben, treiben, bis die Sterne vor seinen Augen verschwammen.

London, England, 1865

Miss Amelia Winters beobachtete über den Rand ihrer Brille hinweg, wie das Kind in die Bibliothek schlüpfte. Noch vor ein

paar Monaten wäre Claire durch die Tür in das Zimmer gestürzt gekommen mit wehenden Bändern und nur halb geschnürten Schuhen, während sich von ihren Lippen ein wahrer Wortschwall ergoss. Es war eine Schande, dass das Verschwinden ihres Vaters nötig gewesen war, ihren Überschwang zu zähmen und eine anständige junge Dame aus ihr zu machen.

Bis auf ihr Haar. Die Direktorin rümpfte die Nase. Alles Kämmen der Welt konnte diese albernen Locken nicht bändigen. Selbst in nüchterne Farben gekleidet ähnelte das Kind mehr einem zerzausten Cherub als einem Foxworth-Mädchen. Wenigstens war Claires Schürze zur Abwechslung einmal sauber. Da war keine Spur von Kohlenstaub zu sehen, der verraten hätte, dass sie sich wieder mit den Dienstmägden herumgetrieben hatte, und keine Tierhaare, als Beweis dafür, dass sie sich in die Ställe gestohlen hatte, um den Wurf Katzenjunge zu füttern, die sie ohne Amelias Wissen oder Billigung aus einem Brunnen in der Nachbarschaft gerettet hatte.

Als das Mädchen flüchtig knickste, stand ihr Atem wie eine kleine weiße Wolke in der Luft. Es ist wirklich nicht nötig, jetzt noch Kohlen zu verschwenden, wo es fast Februar ist, dachte Amelia und kuschelte sich tiefer in ihr warmes Tweedkleid.

Claire saß auf der äußersten Kante des Stuhles, als fürchtete sie, das wuchtige Möbelstück aus Rosenholz könnte sie verschlucken. Amelia verbarg ihr Erschrecken. Wohin war die kindliche Plumpheit des jungen Mädchens verschwunden? Das schwarze Kleid ließ Claire groß gewachsen und mager erscheinen, betonte die riesigen Augen in dem Gesicht, das so weiß wie Milch war. Der Blick aus diesen Augen, so ernst und geradeaus, ruhte nun mit einem Ausdruck auf Miss Winters, der Claire viel älter erscheinen ließ als ihre elf Jahre. Nur ihre Hände, mit denen sie nervös das vergilbte Blatt Papier zerknitterte, das der letzte Brief ihres Vaters war, verrieten ihre Besorgnis.

Ein Funken Mitleid begann sich in Amelia zu regen. Es war besser, die Hoffnungen des Kindes mit einem schnellen, sauber geführten Streich zunichte zu machen.

Sie ordnete raschelnd die Papiere auf ihrem Schreibtisch und räusperte sich. »Ich bedauere, dich darüber in Kenntnis setzen zu müssen ...«

»Tun Sie das?«, unterbrach Claire sie.

Amelia hob den Blick von den Papieren. »Tue ich was?«

»Bedauern Sie es?«

Miss Winters blinzelte erstaunt. Die Frau und das Kind starrten einander einen Moment in die Augen. Das Mädchen wirkte nicht unverschämt, sondern einfach nur neugierig, was Amelia umso mehr erzürnte.

Sie rückte ihre Brille zurecht und bemerkte verärgert, dass ihre Hände mehr aus Furcht denn aus Wut zitterten. »Ich muss dich ermahnen, junge Dame, deine Impertinenz zu zügeln. Ich habe hier vor mir einen Brief von Sir George Grey, dem Gouverneur von Neuseeland. Es tut ihm Leid, dir mitteilen zu müssen, dass dein Vater, ein gewisser David Scarborough, tot ist.«

Die Worte verklangen, Stille senkte sich über das Zimmer. Claire wurde noch etwas blasser. Ihre schmalen Hände verkrampften sich um den Brief ihres Vaters. *Sie weiß es*, dachte Amelia, *mein Gott, sie weiß es schon*.

Ihren scharfen Ton bereuend, fuhr Amelia fort: »Dein Vater hat keine Vorsorge für dich getroffen, aber du bist eingeladen, hier am Foxworth-Seminar zu bleiben, bis ein zufrieden stellendes Arrangement gefunden wird.«

Was redete sie da? Sie konnte das altkluge kleine Geschöpf doch gar nicht ausstehen. All die Jahre, die Claire so völlig unschicklich und ohne weibliche Führung mit ihrem Vater allein gelebt hatte, hatten ihr ein Selbstvertrauen verliehen, das an Arroganz grenzte. Kaum ein angemessenes Verhalten für ein

Foxworth-Mädchen. Sie sollte sie besser unverzüglich ins nächste Waisenhaus schicken.

Doch wie von der unerschütterlichen Ruhe des Mädchens mit einem Bann belegt, sprach Amelia weiter: »Du wirst natürlich deinen Salon aufgeben müssen, die zahlenden Schülerinnen ...«

»Das wird nicht nötig sein.«

Amelia zuckte zusammen. Das Mädchen fiel ihr schon wieder ins Wort. Hatte der vernarrte Vater dem Kind denn gar keine Manieren beigebracht?

»Ich werde Ihrer Barmherzigkeit nicht bedürfen«, fuhr Claire mit so kühler und königlicher Haltung wie eine erst kürzlich abgesetzte Prinzessin fort. »Ein guter Freund und Geschäftspartner meines Vaters wird schon sehr bald kommen, mich zu holen. Mr Connor ist der Erbe des derzeitigen Duke of Winthrop und ein reicher, mächtiger Mann. Mein Vater hat mir versprochen, dass er sich meiner annehmen würde, wenn ihm etwas zustieße.«

Ein verächtliches Lächeln zuckte um Amelias Lippen, das Claire verriet, was sie von den großartigen Versprechungen ihres Vaters hielt. Schließlich war die Direktorin selbst David Scarboroughs gewinnendem Lächeln zum Opfer gefallen. So sehr war sie davon überzeugt gewesen, dass er das Schulgeld für seine Tochter zahlen würde, dass sie schon im Voraus für sich und das Seminar Käufe getätigt hatte. Wer würde nun ihre Schulden zahlen? Sein Geist?

Er hat doch auch versprochen, dich holen zu kommen, nicht wahr, Kleines?

Amelia verkniff sich die grausame Bemerkung und zwang sich zu einem Lächeln. »Wir denken nicht, dass es gut für dich ist, wenn du dir kindische Hoffnungen machst, Claire.«

»Nennen Sie mich nicht so!« Plötzlich stand das junge Mädchen mit brennenden Augen vor ihr, die Hände zu Fäusten ge-

ballt. »Nennen Sie mich nie wieder so. Nur mein Papa hat mich Claire genannt. Mein Name ist Emily.«

Unwillkürlich wich Amelia in ihrem Stuhl zurück. Zitternd hob sie ihre Hand an ihren Spitzenkragen.

Emily lief zur Tür, riss sie auf und fiel beinahe über das mit einer großen Schürze bekleidete junge Mädchen, das davor kniete. Als Miss Winters die Tür erreichte, waren nur noch ihre davoneilenden Schritte zu hören. Ein Aufblitzen weißen Stoffes in einer weiter unten am Flur liegenden Tür verriet der Schulleiterin, dass die Dienstmagd nicht ihre einzige Zuhörerin gewesen war.

Sich am Türrahmen festhaltend, wartete Amelia, bis ihr Atem sich wieder beruhigt hatte. Das Dienstmädchen richtete sich auf und schluchzte so heftig, dass es nicht mehr leugnen konnte, gelauscht zu haben.

»Ach du meine Güte, die arme Kleine«, jammerte es, rieb sich die gerötete Nase mit einem Schürzenzipfel und hinterließ dabei einen schwarzen Fleck aus Kohlenstaub auf der Spitze. »Erst heute Morgen hat sie mir die kandierten Früchte von ihrem Teller für meinen schwindsüchtigen Bruder Freddie gegeben.«

Amelia richtete sich auf und bedachte das Mädchen mit einem einschüchternden Blick. »Wenn ich deine Ansichten über Miss Scarborough und ihre barmherzigen Taten hätte hören wollen, Tansy, dann hätte ich danach gefragt.«

Die kleine Magd nahm ihr Tuch und begann die Standuhr in der Halle zu putzen, während die Schulleiterin ihren Rock glatt zog und in die Bibliothek zurückging. Das Knallen, mit dem die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, dröhnte durch das ganze Schulhaus.

Das Dienstmädchen blickte zum Himmel hoch und umklammerte mit beiden Händen den Lappen. »Hilf dem armen Kind, lieber Gott«, betete Tansy mit flüsternder Stimme in-

brünstig. »Wenn du je einen Engel zur Erde geschickt hast, dann ist es die süße Emily Claire.«

»Verflucht! Hölle und Verdammnis!« Emily stampfte mit ihrem bestrumpften Fuß auf den Aubusson-Teppich.

Eine Porzellanpuppe starrte sie von einem spitzenbesetzten Kissen aus an, die runden blauen Augen teilnahmslos. Ein zartes Goldband war um ihr schmales Handgelenk geschlungen. Emily erschauerte. Nur der Lockruf des Goldes war stark genug gewesen, ihr ihren Vater zu nehmen. Irgendwo in Neuseeland war eine Mine voll mit Gold. Wozu war das aber jetzt noch gut, da ihr Papa unter der Erde lag und schlief, gefesselt von seinen schimmernden Ketten? Emily holte aus und fegte die Puppe vom Bett, sodass sie quer durch das elegant eingerichtete Schlafzimmer flog.

Dann fiel sie auf ihre Knie, stopfte sich den Zipfel der seidenen Bettdecke in den Mund, damit nicht die ganze Schule ihren Schrei hören würde. Tränen rannen ihr über die Wangen. Erst als ihre Schluchzer in ersticktes Wimmern übergegangen waren, wagte sie wieder, die Augen aufzuschlagen und sich in der einsamen Extravaganz ihrer Räume umzusehen.

Die Puppe lag als erbärmliches Häuflein vor dem Fenster, die Unterröcke waren hochgeschlagen und bedeckten ihr Gesicht.

»O Annabel«, flüsterte Emily. Sie kroch zu der Puppe und drehte sie um.

Die Porzellanschläfe zierte ein feiner Sprung. Emily drückte das Spielzeug an sich und spürte den Riss von dem Puppenkopf bis in ihr eigenes zerbrochenes Herz hinein.

»Es tut mir so Leid, Annabel, so Leid.« Behutsam strich sie die Samtröcke der Puppe glatt und küsste sie sachte auf den Sprung. »Wir müssen jetzt ganz tapfer sein, meine Liebe.« Ihr

Lachen war nur ein kraftloser Schluckauf. »Alles, was wir tun müssen, ist warten.«

Sie kletterte auf den Fenstersitz und barg die Puppe an ihrer Brust. Unten auf den gepflasterten Straßen zog ein Laternenwächter einsam seine Bahn und entzündete in den Gaslaternen ein flackerndes Licht. Die Lichtkreise durchdrangen mit ihrem grünlichen Schimmer verschwommen die Dämmerung. Annabels Spiegelbild blickte ihr aus der Fensterscheibe entgegen, die rosigen Wangen und blonden Ringellocken in auffälligem Kontrast zu ihrem eigenen dunklen Lockengewirr und dem blassen Gesicht. Sie drückte den Puppenkopf unter ihr Kinn, während ein Schauer ihren schmalen Körper durchlief.

»Wir werden wie zwei brave Mädchen warten, Annabel«, flüsterte sie. »Papa kann uns nicht holen kommen, aber Mr Connor wird es tun. Papa hat es versprochen.«

Während sie sich in der einbrechenden Dunkelheit leise hin und her wiegte, tropfte eine Träne von ihrem Kinn und rann langsam über Annabels Porzellanwange.

ERSTER TEIL

*Und doch, wie in helleren Träumen Engel nach
der Seele rufen, wenn der Mensch im Schlafe
liegt ...*

– HENRY VAUGHAN

Weckt mich von meinem Blumenbett ein Engel?

– WILLIAM SHAKESPEARE

1

*Meine liebste Tochter, ich bete,
dass dieser Brief dich wohl und munter findet ...*

Neuseeland, Nordinsel, 1872

»Wenn es ein Miststück gibt, das eine Tracht Prügel verdient, dann ist das Emily Claire Scarborough!«

Bei Barneys wütend geknurrter Bemerkung, die sie im Übrigen nicht zum ersten Mal hörte, musste Emily beinahe lächeln. Sie drehte sich um und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Reling des kleinen Dampfers. Barney starrte sie an, das pockennarbige Gesicht hassverzerrt.

Seine rauen Hände um die Reling klammernd stieß er hervor: »Und ich bin genau der Richtige, um sie ihr zu verpassen.«

Doreen packte ihren Bruder am Ohr und zog mit einer Kraft daran, die sie zum Schrecken eines jeden Klassenzimmers im Foxworth-Seminar für junge Damen hatte werden lassen.

»Aua, Schwester!«, heulte er auf. »Lass mich los. Ich habe sie nicht angefasst. Wenigstens noch nicht.«

»Du willst mehr, als sie zu berühren, denke ich mir. Ich hab genau den Ausdruck in deinen Augen gesehen, als wir sie in ihr schickes Kleid gesteckt haben.«

Jetzt lächelte Emily wirklich, und Doreen griff das Ohr ihres Bruders noch fester vor Zorn darüber, dass sie unwillkürlich in den derben Dialekt ihrer Kindheit zurückverfallen war. Alle wussten, dass sie ihre Stellung an der Schule nur ihrer Fä-

higkeit verdankte, die Sprechweise der höheren Schichten nachzuahmen. Und Miss Winters wachsenden Geldnöten.

Barney schlug ihre Hand fort. »Wenn's nach euch blöden Weibern geht, dann bin ich blind *und* taub, bevor wir Neuseeland auch nur sehen. Scheißfrauen!«, erklärte er, seine Schwester ungerührt in sein vernichtendes Urteil einschließend.

Wie zwei tollwütige Wiesel, dachte Emily.

Sie war von zwei tollwütigen Wiesel um die halbe Welt geschleppt worden. Sie gingen aufrecht, trugen Hut und Mütze, aber selbst sie in Samt und Seide zu kleiden könnte ihre wahre ... Wieselartigkeit nicht verbergen. Sie rieb sich die Arme, die grün und blau von Doreens Kniffen waren. Vermutlich würde die ältere Frau sie sogar beißen, wenn sie nicht fürchten müsste, dass der Kapitän das für unzivilisiert hielte. Oder dass Emily einfach zurückbeißen würde.

Sie seufzte. Das kleine Paketboot tuckerte durch das Wasser und wühlte dabei hinter sich in einem schmalen Streifen die indigofarbene See auf.

Barney zerrte unbehaglich an seinem Kragen. Der Wollanzug, den Miss Winters ihm vor der Abreise gekauft hatte, wäre für die kalten Herbstwinde, die nun zweifellos durch die Straßen Londons fegten, die passende Kleidung gewesen, aber für die milden Brisen Neuseelands war er denkbar ungeeignet. Und außerdem war der Anzug offensichtlich für einen Mann geschneidert worden, der zwei Nummern kleinere Kleidung trug als Barney.

Er tupfte sich den Schweiß von der Stirn. »Dies Land is' un-natürlich. 's ist, als wie wenn ich vor meiner Zeit in der Hölle schmoren tät.« Er kniff sein heiles Auge zusammen und betrachtete Emily. »Und wenn das hier die Hölle is', dann is' die da Teufelsbrut. Schau se dir nur an. Man könnte meinen, ihr tät der verdammte Kahn und die ganze Tasmanische See dazu gehören.«

Seine Schwester jedoch schaute nicht zu Emily, sondern zur Brücke in ihrem Rücken. Der ältrliche Kapitän war halb über dem Steuerrad zusammengesunken und döste vor sich hin.

»Das alles könnte ihr tatsächlich gehören, wenn wir sie bei ihrem reichen Vormund abgeliefert haben«, erwiderte Doreen. »Der hochwohlgeborene Erbe des Duke soll uns alles Geld zahlen, das er der armen Miss Winters dafür schuldig geblieben ist, dass sie die ganzen Jahre auf die bösertige kleine Hexe aufgepasst hat. Und ein Zehntel davon dürfen wir behalten.«

»Sollte eher die Hälfte sein«, bemerkte Barney missmutig und betastete vorsichtig die in allen Farben des Regenbogens schillernde Schramme unter seinem Auge.

Emily fühlte sich beinahe versucht, ihm beizupflichten.

Montag hatte sie absichtlich das Essen der beiden versalzen.

Dienstag hatte sie heimlich Barneys Whiskey ausgeschüttet und durch den Inhalt aus dem Nachttopf seiner Schwester ersetzt.

Mittwoch hatte sie seinen einzigen Anzug über Bord geworfen. Er war gezwungen gewesen, ihm splitterfasernackt hinterherzuspringen, während Emily an der Reling stand, sich in den Finger schnitt und Blut ins Wasser tropfen ließ in der Hoffnung, damit Haie anzulocken. Doreen und dem unteretzten Heizer des Schiffes war es später nur mit vereinten Kräften gelungen, Barney davon abzuhalten, sie über Bord zu werfen.

Erst heute Morgen hatte sie ihm mit ihrer Faust ein blaues Auge verpasst, als er und Doreen ihr gegen ihren Willen das schlichte Schürzenkleid ausgezogen und sie in ein modischeres Kleid mit Turnüre gesteckt hatten.

»Sie hat ja noch nich' mal den Anstand, 'nen Hut zu tragen«, bemerkte Barney unwirsch.

Während sein Gesicht sich mit jedem Tag der Reise stärker rötete und neue Blasen bekam und Doreens Teint immer fah-

ler wurde, badete Emily ihre Züge in der Sonne und bräunte dabei langsam wie eine kleine Walnuss.

»Wenigstens haben wir das kleine Ungeheuer mit seiner knabenhaften Figur endlich in ein anständiges Kleid bekommen«, entgegnete Doreen scharf.

Barneys Blick glitt von Kopf bis Fuß über Emilys Körper, sodass sie erschauerte. Emily wusste, dass er sie alles andere als knabenhaft fand, obwohl er das ungerne zugab. Ihr Busen schmerzte immer noch von dem schrecklichen Druck seiner knochigen Brust, als er sie festgehalten hatte, damit Doreen die Bänder der Turnüre schließen konnte. Vorsichtig rutschte Emily an der Reling entlang von ihm fort, so weit das Deck es ihr erlaubte. Während er sie lüstern musterte, zog er seine Hosen zurecht. Emily hoffte inständig, dass er sich dabei etwas abschnürte.

Doreen versetzte ihm eine Kopfnuss. »Lass deine Hände da, wo ich sie sehen kann. Das hier dürfen wir nicht verpfuschen, schließlich haben wir den Job nur, weil Miss Amelia es sich nicht leisten kann, einen anderen Detektiv zu schicken.«

Barneys Protestgeheul wurde von dem verschlafenen klingenden Ruf des Kapitäns unterbrochen: »Land voraus!«

Emilys Puls beschleunigte sich.

Der Dampfer verlor an Fahrt. Ein grüner Streifen tauchte am Horizont auf. Doreen umfasste die Reling fester, und ihre sonst eher harschen Zügen wirkten dank ihrer erwartungsfrohen Miene beinahe hübsch. Während sie sich der Insel näherten, begann Barney sich an den Seilen zu schaffen zu machen, mit denen das kleine Beiboot befestigt war, das ihn zum Strand bringen würde. Er war entschlossen, erst selbst den bislang unauffindbaren Mr Connor aufzuspüren, bevor er das Risiko einging, dass Emily ihm entwischte, wenn sie erst einmal an Land war. Einmal war ihr das in Sydney gelungen und zweimal in Melbourne. Aber Barney war so hartnäckig und aus-

dauernd wie ein Bluthund. Er hatte sie sich einfach über die Schulter geworfen und wieder zurückgebracht.

Die Flügel von Doreens spitzer Nasen blähten sich leicht, als sie aufgeregte Luft holte. »Soll ich mit dir kommen? Denkst du, du kannst ihn allein finden?«

»Wenn dieser Kerl so fein und vornehm ist, wie Miss Winters gesagt hat, dann marschier ich in sein großartiges Haus und hol ihn persönlich. Diesen Satansbraten da sin' wir dann endlich los und reich noch dazu.«

Emily wartete, bis Barney das kleine Boot hinabgelassen hatte und es auf den Wellen tanzte, bevor sie sich über die Reling beugte und ihm mit ihrem Taschentuch winkte. »Pass gut auf dich auf, Barney. Einer von Mr Connors Geschäftspartnern ist tot. Der andere ist spurlos verschwunden.« Sie schenkte ihm ein süßliches Lächeln. »Es wäre schlimm, wenn dich das gleiche Schicksal ereilte.«

Barneys Gesicht verfärbte sich grünlich. Ihr einen letzten bösen Blick zuwerfend, wendete er das Boot und begann, zum Ufer zu rudern.

Eine Möwe umkreiste einmal den schäbigen Dampfer, ehe sie sich hoch in die Lüfte schwang. Emily verfolgte mit den Augen, wie sie zum silbern schimmernden Strand der Insel flog.

»Vergiss niemals«, flüsterte sie bei sich, »Justin Connor ist ein sehr gefährlicher Mann.«

»Der Teufel soll dieses verfluchte Winters-Weib holen!«

Bei diesem Temperamentsausbruch seines sonst so sanftmütigen Herrn zuckte Penfeld derart zusammen, dass die Teetasen auf seinem Tablett schepperten. Die Seemöwe, die über das Fensterbrett spazierte, legte halb neugierig, halb tadelnd den Kopf schief.

Justin Connor warf den zerknitterten Brief auf den Tisch

und begann in der Hütte auf und ab zu gehen, das dunkle Haar in wilder Unordnung. »Werde ich denn nie meinen Frieden haben?«

Penfeld stellte das Tablett auf der fleckigen Tischdecke ab, da er angesichts von Justins langen Gliedern und seinen ausholenden Schritten um sein kostbares Porzellan fürchtete. »Das muss der Gummi-Gräber gewesen sein, Sir. Ich habe Ihnen doch gesagt, der Mann stellt zu viele Fragen.«

Justin drehte sich mit einer so schwungvollen Bewegung um, dass Penfeld sich im Geiste beglückwünschte, seinen gedrungenen Körper schützend vor das Teeservice gezwängt zu haben. »Wieso glaubst du, dass die hartnäckige Miss Winters sich eines Sterblichen bedienen müsste, um ihr Ziel zu erreichen? Vermutlich hat sie in ihre Kristallkugel geschaut.« Er hob die Arme. »Ich bin lediglich überrascht, dass sie nicht geradewegs auf ihrem Besen hergeflogen ist, mich zu holen.«

Penfelds Lippen zuckten, aber er kaschierte das rasch mit einem Hüsteln.

Justin richtete anklagend seinen Zeigefinger auf die Möwe. »Steckst du auch mit ihr unter einer Decke? Schwarze Katzen sind für die gewissenlose Miss Winters wohl nicht mehr gut genug, was?«

Eingeschüchtert steckte die Möwe den Kopf unter ihren Flügel.

»Von Rechts wegen sollte man dir den dünnen Hals umdrehen, und dann ab mit dir in den Kochtopf«, knurrte Justin und ging mit ausgestreckten Händen auf den Vogel zu.

Penfeld räusperte sich viel sagend.

Justin hob den Brief wieder auf, der vor mehr als fünf Monaten in London abgesandt worden war und über einen einheimischen Boten erst diesen Nachmittag angekommen war. »Was diese Frau sich anmaßt! Sie besteht darauf, dass ich das Mädchen unverzüglich abhole. Sie fabuliert etwas davon, dass



Teresa Medeiros

Sündiger Engel

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36006-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2004

Verwaist und um ihre Erbschaft betrogen, ist die schöne, dickköpfige Emily Scarborough um die halbe Welt bis nach Neuseeland gereist, um endlich mit dem gewissenlosen Justin Connor abzurechnen. Jenem verlogenen Mann, der ihrem sterbenden Vater einst versprochen hatte, immer für seine kleine Tochter zu sorgen. Dummerweise war in Emilys ausgeklügeltem Racheplan aber nicht vorgesehen, dass Justin ein so atemberaubender und wunderbar zärtlicher Mann sein würde. Trotzdem ist Emily wild entschlossen: Justin wird für all die einsamen Jahre teuer bezahlen- und zwar mit seinem Herzen ...